

Frühstück bei Tiffany

USA 1960. R: Blake Edwards. B: George Axelrod nach der Novelle von Truman Capote. K: Franz Planer. M: Henri Mancini. S: Howard A. Smith. P: Paramount. D: Audrey Hepburn, George Peppard, Patricia Neal, Mickey Rooney, Buddy Ebsen, Martin Balsam u. a. 115 Min.

Kurzkritik

Eine 18-jährige Frau aus der Provinz, auf der Suche nach dem Glück unruhig umhergetrieben, flirtet mit vermögenden Herren in New York, um am Ende die ersehnte Geborgenheit in den Armen eines kleinen Schriftstellers zu finden. Bittersüße Liebesgeschichte nach einer Novelle von Truman Capote, von Blake Edwards als überaus elegante Mischung aus tragischen und komödiantischen Elementen inszeniert. Audrey Hepburn in ihrer wohl populärsten Rolle als kindhaft-zerbrechliches Playgirl. (*Lexikon des Internationalen Films*)

Prolog

Holly Golightly (Audrey Hepburn) versucht als „Partygirl“ im New York der frühen Sechzigerjahre endlich einen Millionär fürs Leben zu finden. Ihre tiefsitzenden Ängste und ihre Verzweiflung verbirgt sie hinter der Fassade einer charmant fröhlichen Überdrehtheit, die jederzeit vom Zusammenbruch bedroht wirkt. Wenn Holly das „rote Grausen“ überkommt, die schrecklichste aller ihrer Ängste, flüchtet sie sich zum Juwelier Tiffany, weil ihr dort „gar nichts Schlimmes passieren könne“, wie sie meint.

In der gleichnamigen Novelle von Truman Capote (*Breakfast at Tiffany's*, 1958) beschreibt der Erzähler Hollys seltsamen Lebenswandel eher wie ein faszinierter Beobachter. Und für den Ausgang ihrer Geschichte war keineswegs ein Happyend vorgesehen.

Im Drehbuch des Films hingegen (von George Axelrod) entwickelt sich eine bittersüße Liebesgeschichte zwischen Holly und dem mittellosen Schriftsteller Paul

Varjak (George Peppard), der im Apartment über ihr eingezogen ist. Wie Holly prostituiert sich auch Paul als Liebhaber, um damit seinen Lebensunterhalt zu sichern. Während er jedoch sein Leben aus Liebe zu Holly ändert, beharrt sie bis zum dramatischen Finale des Films auf ihrer fixen Idee einer reichen Heirat.

Eine Zeitlang erleben die beiden in New York turbulente, manchmal absurd komische und gelegentlich auch romantische Momente miteinander. Doch immer wieder wird Holly von ihrer traumatischen Vergangenheit eingeholt und dann scheint sie in ihrem Unglück zu versinken.

In der Beziehung zu einem namenlosen Kater, den Holly in der Schlusssequenz des Films, nach einem heftigen Streit mit Paul, im strömenden Regen aussetzt und kurz darauf verzweifelt sucht, spiegelt sich ihre entsetzliche Verlorenheit.

Weil Paul die innere Not seiner Freundin längst durchschaut hat, hilft er ihr bei der Suche nach dem Kater in einem New Yorker Hinterhof. Und die Zuschauer erleben zur Melodie des eigens für diesen Film komponierten Titelsongs *Moon River* eine der ergreifendsten Schlusszenen der Filmgeschichte.

Meine Geschichte mit *Frühstück bei Tiffany*

Es war im Oktober 1976, in einem Kino unweit des Schnoor-Viertels in Bremen, als ich diesen Film zum ersten Mal gesehen habe. Die Begegnung mit Audrey Hepburn in dieser Rolle, berührte und begeisterte mich derart, dass ich es lange Zeit gar nicht fassen konnte, was mir da im Kino eigentlich geschehen war. Wie ein Film und die so erschütternd wahrhaftige Präsenz seiner Hauptdarstellerin es schafften, mich so tief und nachhaltig zu berühren.

Meine damaligen konkreten Lebensumstände trugen sehr viel zu diesem filmischen Offenbarungserlebnis bei. In jenen Tagen ging es mir und meiner Freundin, mit der ich seit der Schulzeit schon zusammen war, ziemlich gut. Wir waren erst seit einigen Monaten aus Bayern wieder in die norddeutsche Heimat zurückgezogen, nach Hannover. An jenem Oktoberwochenende machten wir einen spontanen Ausflug nach Bremen, das wir beide noch nicht kannten. Wir genossen die Atmosphäre im romantischen Bremer Altstadtviertel, waren begeistert von den verwinkelten Gassen zwischen Backsteinhäusern, den originellen kleinen Läden, Lokalen und Innenhöfen. Und wir freuten uns auf den Film am Abend.

Es lag an jenem Wochenende eine seltsam verheißungsvolle Stimmung in der Luft. So viele kreative einzelne Menschen zu erleben, die sich und ihre künstlerischen, handgefertigten Werke öffentlich präsentierten, in ihren eigenen kleinen Läden oder Werkstätten, wirkte so nachhaltig inspirierend auf uns, dass wir knapp zwei Jahre später, in Goslar, der Stadt unserer Jugend, selbst ein ähnliches Projekt gestartet haben. In wunderschön gestalteten Räumen eines alten Fachwerkhäuses, die auch zu einem Ort der Begegnung werden sollten, an dem Ausstellungen, Lesungen und Gesprächskreise stattfanden, eröffneten wir eines Tages den „Horizont-Laden“. Wir wollten dort unsere Kunst unter die Menschen zu bringen versuchen: Gemälde, Fotografien und eigene Bücher, die wir im „Horizont-Verlag“ veröffentlichten.

An diesem Abend des Jahres 1976, im Alter von 23 Jahren, hat mich die Leinwandfigur der *Holly Golightly* – in Gestalt der wahrhaft bezaubernden Audrey Hepburn – ihre verzweifelte Sehnsucht so erschütternd glaubwürdig spüren lassen, dass ich mich ihr zutiefst verbunden fühlen konnte. Die entsetzliche Verlorenheit hinter ihrer aufgedreht fröhlichen Fassade wird in den entscheidenden Szenen des

Films hautnah und ergreifend nachvollziehbar. Besonders natürlich in der legendären Schlusszene des Films, bei der gewiss jeder nur halbwegs mitfühlende Kinobesucher den Tränen nahe ist: Holly sucht im strömenden Regen ihren „verlorenen“ Kater, den sie gerade zuvor erst aus dem Auto gejagt hat. Eigentlich will sie sich dabei selbst finden, in diesem engen, düsteren Hinterhof, der wie symbolisch ist für ihr Leben. Nur im Film gibt es diesen großen Gegensatz zwischen Hollys leichtlebiger, souverän wirkender Fassade und ihrer fragilen Verletzlichkeit, die jederzeit vom Zusammenbruch bedroht scheint. Und nur Audrey Hepburn konnte diese Ambivalenz derart authentisch verkörpern.

Viele Jahre später, als ich mich eingehend mit der Lebensgeschichte dieser Schauspielerin beschäftigt hatte, wurde mir bewusst, dass es die Bruchstellen und Entbehrungen aus Hepburns eigener leidvoller Vergangenheit waren, die ihre überragende Schauspielkunst mit dieser präsenten Intensität prägten.

Alle ihre großen Rollen – von der Prinzessin in *Ein Herz und eine Krone* (1953) über die Chauffeurtochter in *Sabrina* (1954), die junge Natascha in Tolstois *Krieg und Frieden* (1956), Schwester Lukas in *Die Geschichte einer Nonne* (1959), Eliza Doolittle in *My Fair Lady* (1964) bis zu *Robin und Marian* (1976) – verkörpern diese innere Ambivalenz einer stark und entschlossen wirkenden und zugleich sehr verletzlichen, empfindsamen Seele. Es sind alles Frauen, die dennoch nie den Glauben daran verlieren, trotz der Widrigkeiten ihres Schicksals, ein der eigenen Sehnsucht gemäßes Leben führen zu können.

Viel nachhaltiger als jenes vermeintliche Happy End, das nur der Film seinem Publikum gönnt (Truman Capote fand es übrigens ebenso unangemessen wie die Besetzung „seiner“ Holly Golightly mit Audrey Hepburn), beeindruckte mich die

unbeirrbar, beinahe sture Suche dieser energischen, wild entschlossen wirkenden Holly nach einem ganz anderen, ungebundenen und selbstbestimmten Leben. Gerade weil sie keine Geborgenheit und Freiheit erfahren hatte, die einen eigenständigen Weg erst ermöglichte und keinem anderen Menschen wirklich vertraute außer ihrem Bruder, erscheint Hollys Sehnsucht als ihre überragende, durch alle Zweifel tragende Kraft, die mir seitdem nie mehr aus dem Sinn gegangen ist und zu meinem eigenen großen Lebensthema wurde.

Damals ließ sich diese Verbindung noch keineswegs überschauen, doch fühlte ich mich wie magisch angezogen von dieser melancholischen Heldin, die wie Sisyphos sogar am Rand der Verzweiflung nicht aufgab. Und die sich obendrein mit dieser sehnsüchtigen Hymne *Moon River* (1961), die eigens für Audrey Hepburn in ihrer Rolle geschrieben und komponiert wurde, für immer in meiner eigenen sehnsüchtigen Seele beheimatet hat.

Der von Johnny Mercer geschriebene Text, der von Henry Mancini vertont wurde, (das Lied erhielt 1962 den Oscar für den besten Filmsong) lautet:

*Moon river, wider than a mile
I'm crossing you in style some day
Oh, dream maker, you heart breaker
Wherever you're goin', I'm goin' your way
Two drifters, off to see the world
There's such a lot of world to see
We're after the same rainbow's end, waitin' 'round the bend
My huckleberry friend, moon river, and me*

Sehnsucht als Lebensthema

Dieser Lebensenergie „Sehnsucht“, über die nur der Mensch verfügt, und die von Anbeginn und für alle Zeit die Suche nach sich selbst und einem eigenen, individuellen Lebensweg ermöglicht, habe ich seither besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich wollte verstehen, ob und wie die schöpferische Gestaltung des eigenen Daseins zu einem existenziellen Kunstwerk gelingen kann. Sozusagen als Inszenierung und Realisierung des eigenen *Lebensfilms*, über dessen Verlauf der Einzelne jederzeit mitbestimmen können sollte, als Autor, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person.

Zehn Jahre und zahllose Filmerlebnisse später, war die Idee gereift, dem Thema Sehnsucht eine eigene Studie zu widmen, in der sie von vielen Seiten betrachtet und in ihren unterschiedlichen Dimensionen erhellt werden sollte. Im Kapitel über „Liebe und Freiheit“, das die Ambivalenz unserer Sehnsucht zwischen Geborgenheit und Unabhängigkeit zu beschreiben versucht, sollte unbedingt auch diese filmische Offenbarung einbezogen sein, in der so vieles an meine eigene Sehnsucht zu rühren schien, dass ich mir schon beim ersten Mal auf der Leinwand selbst zu begegnen glaubte, ohne genau sagen zu können, woran das lag.

Viele Menschen lieben diesen Film und sind von Audrey Hepburn entzückt – weit mehr vermutlich als von Capotes Gestalt der „Holly Golightly“ im Buch. Im Film macht sie ihrem Namen nur scheinbar Ehre und lässt schon bald die blanke Verzweiflung hinter ihrer überdrehten Fassade erkennen. Noch dazu in der Begegnung mit dem Seelenverwandten Paul Varjak, einem mittellosen Schriftsteller, der im selben Haus wohnt und sich – ähnlich wie Holly – aushalten lässt und dabei von einem anderen Leben träumt. Die Beziehung der beiden hat das Drehbuch als

konfliktreiche Liebesgeschichte angelegt, die das Publikum bis zur ergreifenden Schlussequenz, da die Widersprüche kulminieren, mitfühlen lässt.

Die Sehnsucht der Holly Golightly

Zwei Schlüsselszenen des Buches wie auch des Films sollen die existenzielle Spannung der Protagonisten in ihrer tragikomischen Ambivalenz spürbar werden lassen, die uns Truman Capotes brillante sprachliche Genauigkeit im Buch so lebendig vor Augen geführt.

1. Szene aus *Frühstück bei Tiffany* (Capote, 1975)

[Dialog: Die Protagonistin Holly Golightly und der Ich-Erzähler (ein Schriftsteller)]

Sie hielt noch immer den Kater im Arm. „Armes Mistoieh“, sagte sie und kraulte ihm am Kopf, „armes Mistoieh ohne Namen. Es ist ein bisschen unpraktisch, dass er keinen Namen hat. Aber ich habe kein Recht dazu, ihm einen zu geben – er muss warten, bis er jemandem wirklich gehört. Wir beide haben uns nur eben mal eines Tages nicht weit vom Fluss miteinander eingelassen, wir gehören aber nicht zusammen – er ist unabhängig und ich ebenso. Ich möchte nichts in Besitz nehmen, ehe ich nicht die Stelle gefunden habe, wo ich und mein Besitz gemeinsam hingehören. Ich bin bisher noch nicht so recht sicher, wo das sein könnte. Aber ich weiß, wie es aussehen müsste.“ Sie lächelte und ließ den Kater auf den Boden fallen. „Ganz wie bei Tiffany“, sagte sie. „Nicht dass ich mir einen Dreck aus Schmuck machte. Brillanten, nun ja ... Aber das ist es nicht, warum ich so verrückt auf Tiffany bin. Sagen Sie – kennen Sie die Tage, wenn Sie das rote Grausen gepackt hat?“

„Ist das das gleiche wie die blaue Melancholie?“

„Nein“, versetzte sie langsam. „Nein, die kriegen Sie, weil Sie dick werden, oder auch wohl, weil es zu lange regnet. Da ist man traurig, das ist alles. Aber das rote Grausen ist grässlich. Sie fürchten sich und schwitzen wie in der Hölle, aber Sie wissen nicht, wovor Sie sich fürchten. Außer dass etwas Schlimmes geschehen wird, nur wissen Sie gar nicht, was. Haben Sie das schon mal gehabt?“

„Ziemlich oft. Manche nennen es einfach: Angst.“

„Na schön: Angst. Aber was tun Sie dagegen?“

„Tja, Trinken hilft.“

„Das habe ich versucht. Auch mit Aspirin habe ich's versucht. Rusty meint, ich solle Marihuana rauchen, und das habe ich eine Weile getan, aber da fange ich nur an zu kichern.“

Was mir, wie ich herausgefunden habe, am allerbesten tut, das ist: eine Taxe nehmen und zu Tiffany fahren. Das macht mich umgehend ruhig, die Stille dort und der prächtige Eindruck; nichts sonderlich Schlimmes kann einem dort passieren, nicht mit diesen lebenswürdigen Männern da in ihren feinen Anzügen und mit dem herrlichen Geruch nach Silber und Krokodillederbrieftaschen. Wenn ich im wirklichen Leben einen Ort finden könnte, der mir ein Gefühl wie Tiffany gibt, würde ich mir ein paar Möbel kaufen und dem Kater einen Namen geben.“ (a.a.O., S. 33 f)

2. Szene aus Frühstück bei Tiffany

[Dialog: Die Protagonistin Holly Golightly und der Ich-Erzähler (ein Schriftsteller)]

Bis dahin hatten wir die Erwähnung ihrer unheildrohenden Kümmernisse umgangen, und diese scherzhaft hingeworfene Bemerkung wirkte erschreckend, erschütternd, so deutlich enthüllte sie, wie unfähig sie war, die rauhe Wirklichkeit vor sich zu erkennen.

„Hören Sie, Holly“ sagte ich und dachte: sei stark, gereift, ein Onkel. „Hören Sie, Holly. Wir können das nicht als Witz behandeln. Wir müssen Wege suchen.“

„Sie sind zu jung, um sich derart aufzuplustern. Noch viel zu klein. Übrigens: was geht's Sie an?“

„Nichts. Außer dass ich Ihr Freund und in Sorge bin. Ich möchte wissen, was Sie vorhaben.“ Sie rieb sich die Nase und konzentrierte ihren Blick auf die Decke.

„Heute ist Mittwoch, nicht wahr? Also gedenke ich erst mal bis zum Samstag zu schlafen, so ein richtiges gutes Ausgeschlafe. Samstag früh enthapse ich hier, heraus zur Bank. Dann gehe ich kurz in der Wohnung vorbei und hole mir ein, zwei Nachthemden und mein Mainbochermodell. Daraufhin werde ich mich in Idlewild melden, wo, wie Sie ja verdammt gut wissen, ein außerordentlich prächtiger Platz in einem außerordentlich prächtigen Flugzeug für mich reserviert ist ...“

„Holly, Holly. Das können Sie nicht machen.“ ...

„Schön und gut, gestrenge Mutterbrust. Immerhin: Zu Hause ist man, wo man sich zu Hause fühlt. Danach such ich noch.“ (a.a.O., S. 81 f)

Ein Happy End gibt es für Holly nur im Film (Edwards, 1961). Nach einem ergreifenden Wortgefecht und der verzweifelten Suche nach dem davongejagten Kater im strömenden Regen schließt sie letztendlich der Schriftsteller, aus dessen Sicht die Geschichte im Film erzählt wird, in seine Arme. Holly scheint endlich am Ziel.

Im Buch dagegen bleibt alles offen: Sie fliegt ohne den reichen Brasilianer José, den sie heiraten wollte und der sich wegen ihres zwielichtigen Lebenswandels von ihr getrennt hat, in dessen Heimatland, um dort allein ihr Glück zu suchen. Und Jahre später erfährt der Erzähler von einem gemeinsamen Bekannten, Holly habe sich mit zwei männlichen Begleitern eine Zeitlang in einem ostafrikanischen Dorf aufgehalten. Aber ihre Spuren verlieren sich im Ungewissen. Den Leserinnen bleibt nur die Hoffnung, Holly möge schließlich doch noch irgendwo angekommen sein. Beide Versionen, Buch wie Film, bieten ein offenes Ende. Denn auch die wunderschön traurige „Regenkusszene“ am Ende des Films entlässt Holly und den Schriftsteller in eine unsichere Zukunft.

Das Drama hinter Hollys Fassade

Der Film liefert über neunzig Minuten das Psychogramm einer seltsam nervösen, fröhlich verzweifelten Holly Golightly. Hält sie es denn überhaupt bei irgendeinem Menschen länger aus? Ruhelos und heftig verlangt sie nach dem Glück, doch war sie, bis auf ihren Bruder Fred, noch mit keinem anderen Menschen wirklich innig verbunden. Ist ihre Sehnsucht nicht zu groß und unbestimmt, als dass sie sich jemals, und sei es auch nur für eine kurze Zeit, erfüllen könnte?

Ihre schnoddrige Überdrehtheit, mit der sie sich so selbstbewusst gibt, ist nichts als ein Schutzwall, hinter dem sie ihre eigentlichen Gefühle verbirgt, hinter dem nur allzu oft das „rote Grausen“ lauert. Umso erschütternder wirken die Momente der Schwäche, da sie nicht mehr die Kraft hat, ihre Rolle zu spielen, sondern ausdrückt, wie verletzt und traurig sie ist.

So nuanciert Capotes in seiner Sprache die Verzweiflung Hollys selbst noch in ihren euphorischen Reden durchscheinen lässt, so unglaublich präsent wird ihre Person im Film durch Audrey Hepburn. Ihre zerbrechliche Gestalt, die fahigen zärtlichen Gesten, die aufgekratzt laute Stimme, die kindlich naive Ernsthaftigkeit. Und immer ein so verzweifelt ironisches Lächeln.

Diese Holly wurde für mich vom ersten Augenblick an zur Symbolfigur unserer menschlichen Sehnsucht, auch wenn ich damals noch nicht weiter darüber nachdachte. Gerade in der komödiantischen Zuspitzung des Films scheint mir etwas vom unstillbaren Glücksverlangen jedes Menschen vermittelt, von der Suche nach einem wirklichen Zuhause.

Vieles erfährt der Leser oder Zuschauer aus den Äußerungen anderer, die Holly aus ihrer Sicht beschreiben, manches angedeutet zwischen den Zeilen der Sätze und Blicke, wenig von ihr selbst. Doch aus allem ergibt sich im Lauf der Geschichte eine dramatisch unglückliche Kindheit als Ursprung ihrer verzweifelten Suche.

Hollys Geschichte vermittelt, wie sehr wir als Menschen in unserer Existenz ausgesetzt sind, und dass es immer – wie privilegiert die eigene Lage auch sein mag – unsere Lebensaufgabe ist, uns genau gegen diese drohende Angst zu behaupten.

Holly lässt sich offenbar nicht entmutigen, wagt nach jeder enttäuschenden Niederlage wieder die Flucht nach vorn, glaubt noch immer an das Gute und möchte niemals ihre Anständigkeit preisgeben. In ihrer hoffnungsvollen Zuversicht, mit der sie jedem neuen Tag und jeder Situation begegnet und einfach glücklich sein will, verfügt sie über eine ansteckende Kraft, einen besonderen Charme, der jeden Menschen in ihrer Umgebung fasziniert. Auch wer sie für verrückt hält, muss sie trotzdem mögen. Jede spontane Frechheit, jeder noch so verschrobene Einfall und

jede unerklärliche Laune zeugen von einem so unbändigen Lebenswillen, den wir alle ursprünglich in uns tragen. Insgeheim sehnen wir uns alle danach zurück. So können wir Holly wie ein Abbild unserer unbewussten Leidenschaften betrachten, unserer kindlichen Freude am Leben und dieser entsetzlichen Angst vor dem Nichts. Nie sonst ist jeder Einzelne so sehr zu einer subjektiven Position, zu seinem ganz persönlichen Bekenntnis aufgefordert - und zugleich verurteilt - wie im Angesicht der Liebe. Und nie fällt es so schwer, vollkommen ehrlich zu sein, weil wir oft gar nicht wissen, was wir wirklich fühlen.

Ein einsames, gequältes Kind flüchtet sich schon früh in die Ersatzwelt seiner Phantasie, zu den Gestalten seiner Träume, zu all den starken, schönen, glücklichen und erfolgreichen Wesen an paradiesischen Orten, für die es schwärmen kann und von denen es sich geliebt wähnt, wenn es nur endlich unter ihnen weilte. Der reale Schmerz wird verdrängt, ohne zu verschwinden. Sein Bewusstsein wäre unerträglich. Und so wie der Körper eines Menschen an der Grenze des Auszuhaltenden ins Koma versinkt, rettet sich die geknechtete Freiheit in eine vorgestellte Dimension, die sie dann als die eigentliche Wirklichkeit ansieht. Auch dabei muss das Bewusstsein ausgeblendet bleiben, denn sobald der Unterdrückte die Illusionen seiner Sehnsucht durchschaute, hätten sie ihre überlebensnotwendige Kraft verloren. Ein Placebo wirkt nur, solange wir es für ein Heilmittel halten. So legt sich ein Mensch ohne anderen Ausweg auch seine Gefühle nach Bedarf zurecht, denn, mit Hollys Worten:

„Ich sagte Ihnen ja: man kann sich dazu bringen, jedermann zu lieben ... Ich habe mich ganz einfach darauf trainiert, nur ältere Männer zu mögen, und das war das Klügste, was ich je gemacht habe!“ (a.a.O., S. 35; S. 18)

Überlebenskünstlerin zwischen Sucht und Sehnsucht

Dass Holly um ihre Motive weiß, ist ihr Unglück und ihre Freiheit, weil es sie hindert, sich jemals mit einer Lüge zufriedenzugeben. Doch die Einsicht ändert noch keinen Lebenswandel, Hollys Sehnsucht entbehrt der Liebe zu sehr, als dass sie sich allein im Angesicht der Freiheit glücklich schätzen könnte. Trotzdem hat sie genug Selbstvertrauen, um niemals aufzugeben.

Hollys Schicksal mag uns extrem erscheinen – schließlich ist sie ja auch eine literarische Figur in einer komödiantisch zugespitzten Handlung. Doch wer von uns wäre, recht besehen, nicht oft in einer vergleichbar absurden und widersprüchlichen Situation. Wir alle handeln immer von neuem wider besseres Fühlen und Denken und bilden uns ein, es wäre der Mut zum Risiko, ohne den es keine Veränderung gäbe. Im Zweifel für den Fortschritt. Doch gerade darin liegt der Irrtum, dem auch Holly verfällt, wenn sie glaubt, mit der Zahl ihrer Liebschaften erhöhe sich zugleich die Chance, das große Glück zu finden.

Denn der umgekehrte Effekt tritt ein. So wie auf der gesellschaftlichen Ebene eine zunehmende Beherrschung der Natur die Ehrfurcht vor ihr abstumpfen ließ, so entfernt das berechnende Spiel mit eigenen und fremden Gefühlen den Menschen immer weiter von seiner Wahrhaftigkeit. Dabei müssen es keinesfalls ausdrückliche Lügen sein – die eigentliche Vermessenheit liegt im Machtanspruch über Mensch und Natur.

Indem Holly ihren Charme gezielt einsetzt, um Einfluss auf andere auszuüben, und dazu ihr Verhalten wie die jeweilige Situation kontrolliert, ist die Aufmerksamkeit nach außen abgelenkt, und sie verliert das Bewusstsein ihrer selbst. Zwar scheint

sich alles Denken und Handeln um die eigene Person zu drehen, doch die bleibt so sehr auf eine erfolgreiche Wirkung fixiert und legt die ganze Energie in ihre instinktive Intelligenz, dass ihr die Fähigkeit des bewussten Nachdenkens dadurch abhandenkommt. Gerade so, wie sich die Wissenschaft an ihren gelungenen Experimenten berauscht, die sie zum Wohl der Allgemeinheit durchzuführen meint, ohne zu begreifen, welche Naturzerstörung damit einhergeht.

Solange Holly ihren Humor bewahren kann, ist sie nicht endgültig verloren. In den Momenten, in denen er aufblitzt, durchschaut sie, wie lächerlich im Grunde ihre angestregten Bemühungen um das Glück sind. Denn immer trifft sie zuletzt nur wieder auf sich selbst und bleibt die Zuschauerin ihrer eigenen Inszenierung.

Die Liebe aber, die sie mit ihrer Leistung erzwingen will, wird sie so niemals erlangen. Sie mag begeistertes Lob ernten, Beifall und Entzücken auslösen und zum Liebling ihres Publikums werden – sie bleibt dennoch so verzweifelt einsam und heimatlos wie zuvor.

Eine erkämpfte Geborgenheit ist keine, weil ihr Preis so hoch war, dass wir unablässig um ihren Verlust fürchten werden.

Sobald Holly diesen Zusammenhang im Leben anderer erkennt, scheint sie ganz auf der Höhe ihrer eigenen Sehnsucht zu sein. Bezeichnenderweise fällt ihr gerade der überspannte Ehrgeiz von Schauspielern auf, die, wie sie, dafür geliebt werden, dass sie bereit sind, alles darzustellen, was dem Publikum gefällt. Und die es tun, weil sie von der Bewunderung leben. So sagt sich Holly:

„Ich war mir verdammt klar darüber, dass ich niemals ein Filmstar werden würde. Das ist allzu schwierig, und wenn man intelligent ist, ist es heikel. Meine Komplexe sind nicht tiefgelagert genug – Filmstar zu sein und ein dickes fettes Ich zu besitzen, das soll angeblich



Audrey Hepburn vor ihrem Sehnsuchtsort „Tiffany“

Hand in Hand gehen; in Wirklichkeit ist es grundlegend wichtig, überhaupt kein Ich zu haben. Ich meine nicht, dass ich etwas dagegen hätte, reich und berühmt zu sein. Das liegt ganz auf meiner Linie, und eines Tages werde ich mich bemühen, es dahin zu bringen; aber wenn das geschieht, hätte ich gerne mein Ich noch an mir dranhängen. Ich möchte immer noch ich selber sein, wenn ich eines schönen Morgens in einem seidenen Himmelbett bei Tiffany aufwache, wo man mir mein Frühstück kredenzt.“ (a.a.O., S. 33)

„Tiffany“ ist der Inbegriff von Hollys Sehnsucht, der Ort, an dem sie jene Geborgenheit spürt, die sie auch für ihr wirkliches Leben zu finden hofft. Wenn ihr nur jemand „ein Gefühl wie Tiffany“ gäbe, wäre sie endlich am Ziel und bliebe bei ihm, meint sie. Doch Holly spielt bloß mit dieser Idee und weiß genau, dass sie niemals real bei Tiffany in einem Himmelbett erwachen und frühstücken wird, sondern sich höchstens wieder ein Taxi nehmen und dorthin fahren kann, wenn ihr danach zumute ist. Sobald sie das noble Haus betritt, dessen Atmosphäre sie so über

alles liebt und bewundert, wird sie für Augenblicke erlöst. Und sie genießt sich selbst in der Freiheit ihrer eigenen Sehnsucht.

Es ist Holly klar, dass dieser Ort kein Ersatz für das „wirkliche Leben“ ist. Dennoch ist sie glücklich darüber, dass es „Tiffany“ gibt und dass sie diesen Ort jederzeit aufsuchen kann. „Tiffany“ verlangt nichts von ihr, sie muss keine Rolle spielen, muss sich nicht anstrengen oder reizend sein, sondern darf sich endlich einmal so schwach und dankbar geben, wie sie ist. Dankbar dafür, zu leben und eine so aufrichtige Liebe in sich zu empfinden.

Die Verzweiflung bleibt verdrängt

Doch Hollys Ironie ist kein Ausdruck von Überlegenheit. Ihre seelische Not ist zu groß, der Hunger nach Bestätigung zu quälend, als dass sie ihre Sehnsucht nach dem Glück als das Glück selbst begreifen könnte und ihre Liebe zu „Tiffany“ als eine wahrhaftige Liebe ernst nähme. Wenn ihr bewusst wäre, über welche Kraft sie selbst in jedem Augenblick ihrer Bewunderung für Tiffany verfügt, und dass sie eigentlich von einer Liebe getragen wird, die sie selbst dem Leben entgegenbringt, wäre sie in Sicherheit. So aber bleibt ihr Schicksal auf der Kippe des Misstrauens.

Statt eine Situation zunächst offen und vorbehaltlos wirken zu lassen, um bei sich wahrzunehmen, welche Gefühle ihr antworten, macht Holly jede von vornherein zu ihrer eigenen und unterwirft sie dem Diktat ihrer Ansprüche. *Sie* muss bestimmen, wie ihre Begegnungen verlaufen und was dabei geschieht, und tanzt mit ihrer quirligen Überdrehtheit offenbar allen auf der Nase herum.

Doch gerade dadurch wird sie immer einsamer, denn es kann ihr nichts wirklich Unvorhergesehenes mehr begegnen. Es passiert nur, was passieren soll. Sie hat die

Lage fest im Griff und bleibt doch ganz und gar von ihr abhängig. Denn das Motiv ihres Handelns ist keineswegs etwa die eigene Freiheit, eine überschäumende Lebensenergie, die sie zur Freude ihrer Mitmenschen verschwenden würde, sondern eine tiefe, uneingestandene Verzweiflung, der in ihrer Panik jedes Mittel recht ist, um zu gefallen. Holly ist der Mittelpunkt jeder Party, die sie veranstaltet, aber ohne jene zahlreichen gutsituierten Herren, die ihrer Einladung folgen, würde sie sich so elend fühlen wie der verjagte Kater. Auf dieses „arme Mistvieh“ projiziert sie ihre wahren Emotionen. Wenn sie ihn bemitleidet, dann bemitleidet sie das eigene Schicksal: ohne Heimat zu sein und keinem Menschen anzugehören. Am Ende der Geschichte wird die symbolische Bedeutung, die das Tier für Holly einnimmt, überdeutlich.

Dass José sie so feige im Stich ließ, schmerzt sie nicht wirklich, sie hielt ihn ja schon immer für kleinmütig und pedantisch. Was sie erschüttert, ist ihr erbärmliches Schicksal, das ihr dabei wieder vor Augen geführt wird. Die unwürdige Situation, wieder einmal ihre Sehnsucht verraten zu haben, um eine Liebe zu erzwingen, die sie gar nicht empfand.

Zu dieser verzweifelten Ohnmacht aber kann sie sich nicht offen bekennen und entläßt sie wütend auf den Kater, der kein besseres Schicksal verdient habe, als sie selbst. Sie setzt ihn in irgendeinem Hinterhof aus, so wie *sie* sich verlassen und ausgesetzt fühlt. Gerade in diesem Moment jedoch spürt sie, dass sie den Kater *geliebt* hat und wie ein Ebenbild sah. Dass sie sich selber aufgibt, wenn sie ihn jetzt so davonjagt. Und so kehrt sie um und sucht nach ihm.

Doch alle Einsicht hilft Holly nicht aus ihrer Misere, weil sie außerstande ist, sie auf die eigene Existenz zu beziehen. In ihrem *Herzen* begreift sie die schreckliche Wahrheit. Und wie sie unbewusst für den Kater empfindet, verrät sich in ihrer

verzweifelten Suche, was die Schlusszene des Films auch so ungeheuer anrührend macht.

In Capotes Geschichte verhält sich Holly weiterhin so strategisch wie bisher – sie erträgt ihre Umgebung und ihre Beziehungen nur, wenn sie Kontrolle darüber ausüben kann.

Aus dieser Perspektive wirkt das gute Ende des Films unglaublich. Dass sie nun ausgerechnet dem Schriftsteller und seinem Liebesgeständnis Glauben schenken soll, dem Mann, den sie nie zu erobern versucht hat und den sie immer nur als guten Freund betrachtete. Den sie als Mann so wenig ernst nahm, dass sie manchmal vergaß, vor ihm ihre Show abzuziehen und ihm gegenüber sogar ehrlich sein konnte. Und selbst wenn sie ihm für einen Moment vertraut, wie sollten seine Beteuerungen ihre Wunden heilen, wie seine Liebe die Wirklichkeit ihres Elends ungeschehen machen?

Sehnsucht nach Geborgenheit

Unsere Sehnsucht nach Geborgenheit ist die Kraft, die uns alle antreibt, und gerade deshalb auch die Ursache jeder Verzweiflung über ihr Ausbleiben. Wären wir nicht so bedürftig, könnten wir niemals so unglücklich sein.

Doch ohne Sehnsucht nach Liebe gäbe es auch für keinen Menschen das Wunder ihrer Erfüllung. Wenn wir nur auf ihre Kraft vertrauen könnten und im *Weg* der Liebe schon das Ziel verehren würden, hätten wir unser Glück im Nu gefunden.

Wir fühlen uns schwach und einsam vor dem Rätsel dieser schweigenden Welt, in der wir unsere Fragen immer allein beantworten müssen und es nie eine endgültige

Gewissheit gibt. Mit Hollys Geschichte haben wir unsere eigene Situation vor Augen.

Wer könnte je der Liebe so sicher sein, dass er nicht immer aufs Neue nach ihr suchen müsste und sie von anderen zu bekommen hoffte?

Die Sehnsucht bleibt unser gemeinsames Schicksal. Was uns unterscheidet, ist die Gestalt, die sie im Dasein jedes Einzelnen annimmt, sind die Wege ihrer Erfüllung und ihres Scheiterns. Doch wir finden in ihr keinen dauerhaften Frieden und misstrauen unserem Glück bereits wieder, kaum, dass wir es gefunden haben.

Auch wenn jemand keine traumatische Kindheit hatte, ist ein Mensch täglich auf der unruhigen Irrfahrt durch sein Leben, das er entdecken und begreifen möchte, wo und wann immer er es spürt.

Wenn ihn nicht die Not zum Handeln zwingt, dann treibt ihn eine unbestimmte Neugier hinaus in die Welt. Sobald er sich auf die Nähe anderer Menschen verlassen kann, wünscht er sich weg in eine fremde, einsame Weite.

Vor der Logik unserer Sehnsucht versagt jede Psychologie, an Holly müssen alle „Hirnputzer“ scheitern. Denn der Sehnsucht Stachel in uns ist so wenig zu erklären wie die Tatsache des Lebens selbst. Und alle Spekulationen über ihren „wahren Sinn“ bezeugen damit nur die eigene Herkunft aus eben dieser Sehnsucht. Wir alle können nichts tun, als uns einander so ehrlich wie möglich unsere Gefühle zu beschreiben und unsere Gedanken zu erklären, bis wir glauben, beides passe zueinander.

Wie ungeheuer schwer das allein schon vor sich selbst ist, wie schwach und unwissend wir sind, wie leicht wir getäuscht werden, wie fremd wir uns in jedem Moment empfinden können. Trotzdem müssen wir auf die Frage nach dem Sinn eine *eigene* Antwort geben, sonst haben wir uns selbst vergessen, bevor das Leben uns bemerkt.